

CHRIS ASLAN

# Alabaster

---



AUS DEM BRITISCHEN ENGLISCH  
VON SUSANNE NAUMANN

**SCM**  
Hänssler

# SCM

Stiftung Christliche Medien

Der SCM Verlag ist eine Gesellschaft der Stiftung Christliche Medien, einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.



© der deutschen Ausgabe 2017

SCM-Verlag GmbH & Co. KG · Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen

Internet: [www.scm-haenssler.de](http://www.scm-haenssler.de); E-Mail: [info@scm-haenssler.de](mailto:info@scm-haenssler.de)

Originally published in English under the title: Alabaster

Copyright © Chris Aslan. Published by Lion Hudson IP Ltd, Oxford, England.

This edition copyright © 2016 Lion Hudson IP Ltd.

Übersetzung: Susanne Naumann (SuNSiDe)

Umschlaggestaltung: Sophia Wald

Satz: typoscript GmbH, Walddorfhäslach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Gedruckt in Deutschland

ISBN 978-3-7751-5796-4

Bestell-Nr. 395.796

# Inhalt

Eins .....	7
Zwei .....	27
Drei .....	45
Vier .....	62
Fünf .....	76
Sechs .....	93
Sieben .....	111
Acht .....	131
Neun .....	148
Zehn .....	168
Elf .....	187
Zwölf .....	206
Dreizehn .....	211
Vierzehn .....	231
Nachwort des Autors .....	236
Dank .....	237

*Für meine leiblichen Schwestern, Helen und Sheona,  
und für Askana, Gulnora, Opa und meine anderen Schwestern  
in Zentralasien.*

*Ich höre noch die Stimme meiner Mutter, die mir erzählt,  
was alle Frauen in unserem Dorf ihren Töchtern erzählen:  
»Marjam, die Ehre einer Frau ist so zerbrechlich  
und schön wie die Flügel eines Schmetterlings.  
Was ist ein Schmetterling ohne Flügel? Nichts als ein Wurm.  
Vergiss das nie. Achte auf deinen Ruf, denn er ist kostbarer  
als ein Ehemann oder Söhne.« Wahrscheinlich ist es ein Segen,  
dass meine Mutter nicht mehr lebt und mich jetzt nicht sieht.*

# Eins

---

Ich treibe auf einem Meer aus Sand, werde hin- und her geschleudert von Sandwogen. Jetzt bekomme ich Sand in den Mund. Ich ersticke. Ich kämpfe ums Überleben. Hustend wache ich auf. Von der Decke regnen Staub und Schutt auf mich herab.

Der Boden unter uns hebt sich, vibriert. Ich höre die Dachbalken über mir ächzen und knacken. In den Wänden und im Lehmfußboden tun sich Risse auf. Meine Schwiegermutter und meine Schwägerin schreien. Der Lehm und Schutt, die von der Decke herabfallen, begraben uns; einer der Schreie erstickt, verwandelt sich in einen Erstickungskampf. Irgendjemand muss den Staub oder Schutt in die Lunge bekommen haben.

Etwas Hartes, Scharfes streift meine Stirn; ich schreie ebenfalls auf. Wenn ich es nicht schon gewusst hätte – jetzt besteht kein Zweifel mehr, das ist kein Traum, das ist Wirklichkeit. Ich versuche, unter das Bett zu kriechen, um mich zu schützen. Mein Mann Ischmael springt aus dem Bett und ruft nach seiner Mutter. Ich höre, wie sie erleichtert aufschluchzt, und weiß, dass sie sich jetzt an ihn klammert und er sie mit seinem Körper vor dem herabfallenden Schutt schützt, eine Hand wahrscheinlich ausgestreckt nach seiner erstickenden Schwester. Ich liege allein am Boden. Blut, warm und klebrig, rinnt mir wie Wachs über die Stirn.

Dann hört der Boden auf zu beben. Bald sind nur noch Schluchzen und das Keuchen und die erstickte Panik des Viehs im Stall zu

hören, der nur durch eine Wand von unserem Raum getrennt ist. Wir alle schreien auf, als die Erde erneut zu beben beginnt, als spiele sie mit uns und hätte uns nur in falscher Sicherheit wiegen wollen. Dann wieder Stille. Allmählich beruhigt sich unser Herzschlag, unser Atem wird regelmäßiger.

»Marjam, sitz nicht rum, zünde die Lampe an!«, faucht meine Schwiegermutter mich an. Ich taste an der Wand nach dem Alkoven und ziehe eine flache Öllampe heraus. Die Hand an die Mauer gestützt, taste ich mich weiter vorwärts, unterdrücke einen Aufschrei, als ich mit meinem nackten Fuß auf etwas Scharfkantiges trete. Ich arbeite mich zu der Tür vor, die nach draußen in unsere Küche führt. Ich rüttle an der Tür, die sich verklemmt hat. Als sie endlich nachgibt, hängt sie in einem komischen Winkel im Türblatt.

Draußen scheinen die Sterne, hell genug, dass ich etwas sehen kann. Der Mond ist bereits untergegangen, es muss also die letzte Nachtwache sein, kurz vor der Morgendämmerung. Die Glut vom gestrigen Abendfeuer ist erloschen; es dauert eine Weile, bis ich den Zündstein finde und eine Flamme entfachen kann. Ich lege etwas Holz auf, dann fülle ich die Lampe mit Olivenöl, drehe einen neuen Docht und lege ihn ein. Dann zünde ich ihn an.

»Marjam!« Ich höre den scharfen Ruf meiner Schwiegermutter und eile zurück ins Haus. Die Familie hat sich in einem Nest aus Decken zusammengekauert. Schoschanna wiegt ihre Tochter Riwka, als wäre sie noch ein Baby, dabei ist sie dreizehn, nur zwei Jahre jünger als ich.

»Sind alle in Ordnung?«, fragt Ischmael. Sein besorgter Blick lässt mich aus. Ich versuche, mir das Haar aus der Stirn zu streichen, das mit dem Blut aus meiner Stirnwunde verklebt ist. Sie nicken, die Augen noch immer weit aufgerissen vor Schreck. Dann rappelt Schoschanna sich auf. »Wir müssen nach dem Vieh sehen. Marjam?« Ich will in den niedrigen Verschlag gehen, in dem wir

die Tiere halten. »Nein! Zünde erst noch eine Lampe an. Lass uns hier nicht im Dunkeln sitzen!« Ich bringe ihr die Lampe. Das spärliche Licht lässt ihre plumpe Gestalt fast ausgemergelt wirken. »Und wasch dir das Gesicht«, fügt sie etwas freundlicher hinzu. »Du blutest.« Im Licht treten die neuen Risse in den Wänden gnadenlos hervor. Ischmael hat die Wände erst im letzten Sommer neu verputzt und getüncht; jetzt wird er alles noch einmal machen müssen.

Ich gehe wieder hinaus zum Küchenfeuer und lege abermals Holz nach, dann zünde ich eine weitere Lampe an und gehe in den Stall. Ich werde mit erwartungsvollem Blöken begrüßt, obwohl ich gar kein Futter bringe. Die Schafe und Ziegen scheinen unverletzt zu sein; falls auch hier Schutt von der Decke gefallen ist, ist er im Stroh verschwunden. Hier drinnen käme man nicht einmal auf die Idee, dass ein Erdbeben stattgefunden hat.

Nicht so draußen. Etwas entfernt, weiter unten auf der Straße, höre ich panische Stimmen und Schreie. Die Angst drückt mir das Herz zusammen.

Ich laufe wieder hinein. »Tante«, sage ich mit geneigtem Kopf und wähle die respektvolle Anrede: »Darf ich, mit Ihrer Erlaubnis, nach meiner Schwester sehen, ob sie verletzt ist?«

»Und uns in diesem Chaos sitzen lassen?«, schmolzt Riwka.

»Im Tageslicht werde ich schneller aufräumen können«, antwortete ich und verfluche Riwka im Stillen.

Schoschanna legt den Kopf schräg und lauscht auf das Geschrei draußen. Es wäre unter den gegebenen Umständen nicht unschicklich, wenn eine Frau bei Nacht draußen herumläuft. Sie nickt kurz. Wir wissen beide, dass ich vor Sonnenaufgang wieder da sein werde, da ich sonst dafür bezahlen muss.

»Bedecke dich«, fügte Schoschanna noch hinzu. Ein Erdbeben ist für sie kein Grund, gegen die Etikette zu verstoßen. Ich bedecke meinen Kopf, greife nach meinem Umhang, ziehe meine Sandalen

an und schlüpfte aus unserem von einer Mauer umgebenen Hof. Das Dorf ist mit hingetupften Lichtern durchsetzt wie an einem Festtag. Meine Schwester lebt auf der anderen Seite unseres kleinen Dorfes. Während ich die Straße entlanglaufe und dabei einem angebundenen Esel ausweiche, der versucht, sich loszureißen, erstelle ich im Geist eine Verlustliste, ausgehend von den Lauten, die aus den anderen Höfen an mein Ohr dringen. Ich höre das Klagen aus dem Haus von Jakob und denke, dass dort wohl jemand durch eine herabstürzende Decke erschlagen wurde. Ich werde morgen hingehen und mit ihnen klagen, doch zuerst muss ich nachsehen, ob es Marta gut geht. Die meisten Familien zerren ihre Bettstellen hinaus in die ummauerten Höfe oder aufs Dach, falls es zu Nachbeben kommen sollte. Die Straße ist voller Menschen, überall hört man erleichterte Rufe, wenn sie feststellen, dass Verwandte oder Nachbarn noch am Leben sind.

Ich halte den Kopf gesenkt. Niemand grüßt mich – was allerdings völlig normal ist. Der Frühjahrsregen ist gekommen, die Wege sind schlammig. Ich versuche, mich dicht an den Mauern zu halten; hier ist es trockener. Dabei trete ich beinahe auf eine schlafende Henne und zucke erschrocken zusammen. Sie gackert. Ich eile am Brunnen vorbei, dem Mittelpunkt unseres Dorfes. Hier stehen, im Schatten von Dattelpalmen, die Läden. Als ich am Haus meiner früheren Freundin Imma vorbeilaufe, bin ich versucht, hineinzugehen und mich nach ihr zu erkundigen – obwohl sie mich hasst. Doch dann höre ich, wie ihr Vater Halfai mit seiner bebenden, unsicheren Stimme ein heiliges Danklied anstimmt, und weiß, dass ihre Familie verschont wurde.

Atemlos laufe ich die Anhöhe hinauf. Unser Haus steht am äußersten Rand des Dorfes. Ich rieche bereits die Blüten an unserem Aprikosenbaum. Ich erreiche den Anstieg zu den Olivenhainen und klettere über die Felsen, auf denen Eleasar damals ausrutschte

und stürzte, als wir spielten. Er war ohnmächtig. Ich rannte nach Hause und rief, ich hätte einen Mord begangen. Noch ein kleines Stück und ich bin zu Hause. Über mir reckt der Aprikosenbaum, der unser kleines, von einer Mauer umgebenes Grundstück dominiert, seine Zweige in den Himmel. Doch es ist keine Zeit, den köstlichen, berausenden Duft einzuatmen. Ich muss herausfinden, ob meine Schwester noch lebt.

Das Tor ist verriegelt; aus dem Innern des Hauses dringt kein Licht. In meiner Magenrube strudelt die Angst, ich habe den bitteren Geschmack von Galle im Mund. Ich halte mich nicht damit auf zu klopfen. Ich raffe meinen Umhang zusammen, nehme Anlauf, springe hoch und greife nach einem der überhängenden Äste, die im Dämmerlicht kaum sichtbar sind. Dann ziehe ich mich hoch. Die Prellungen von den letzten Schlägen, die ich erhalten habe, schmerzen, doch ich ignoriere sie, ziehe die Beine an und schwinge mich über die Mauer.

Etwas würdelos falle ich auf der anderen Seite hinunter und stolpere dann beinahe über die Kettfäden von Martas letztem Teppich, die im Schatten des Aprikosenbaumes aufgespannt sind. Ich habe keine Zeit zu überlegen, warum sie schon so früh im Jahr mit der Arbeit an einem Teppich angefangen hat; es ist doch noch viel zu feucht, den Tag über einen Webstuhl gekrümmt zu verbringen.

»Marta?«, rufe ich und spähe in den überdachten Küchenbereich vor dem Haus. Hätte ich doch nur eine Lampe mitgenommen! In der Herdstelle glimmen noch ein paar Funken, also muss Marta bis spätabends gearbeitet und noch später erst gegessen haben. Ich zünde eine Lampe an und eile ins Haus; vorher streife ich an der Schwelle noch rasch meine Sandalen ab. Marta liegt zusammengekrümmt an der Wand, in dem Alkoven aus zwei Regalen, neben der Mitgifttruhe unserer Mutter. Sie hat die Füße angezogen und drückt etwas Kostbares an ihre Brust. Ich atme erleichtert auf.